

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

nr. 187.

Freitag, 13. August.

1915.

(29. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merl.

(Nachdruck verboten.)

"Geh, Felicitas. So lang bin ich doch nicht weg gewesen, daß du tust, als wäre ich ein Fremder! Als wir damals auseinandergingen, meinte ich freilich nicht, daß es so lange dauern würde, bis wir uns wiedersehen!"

"Schweigen Sie!" stieß sie mit zaudern Lippen hervor. "Es gibt auf der Welt keinen Menschen, den ich so aus ganzer Seele hasse wie Sie!"

Olly, die eben eintrat, sah verwirrt, wie die Schwester ganz außer sich an ihr vorüberstürzte und Sollinger, tief gefränt, sich entfernen wollte. Er fand noch die nötige Selbstbeherrschung, um einige Worte der Teilnahme zu stammeln und um Entschuldigung zu bitten, daß er gestört habe.

Erst auf der Straße gewann er sein Selbstbewußtsein wieder. Er schüttelte den Kopf über die unkluge junge Frau, die in diesem Augenblick ihr Glück mit Füßen getreten hatte.

In der letzten Zeit hatte er zuweilen daran gedacht, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Wer weiß? Wenn sie verstanden hätte, sein einziges Wohlgefallen an ihr wieder neu zu beleben, ob sie ihn nicht dahin gebracht hätte, sie zu heiraten?

Nun war es freilich zu Ende zwischen ihnen! Mein Gott! Der Franzel Sollinger, der so viel geliebt wurde, hatte ja die Wahl unter den Weibern! — — —

Am selben Tage noch hatte sich Felicitas in dem Kinderasyl gemeldet und gebeten, auch die ernste Tracht der Pflegerin tragen zu dürfen. Sie wollte sich durch ihren Anzug scheiden von der Welt der Fröhlichen, ihre Freude, ihr Schuldgefühl verlangten nach einem vollen Opfer.

So geschah's, daß im Oktober in dem ehemals so lebhaft bewegten Heim Olly ganz allein in großer Stille zurückblieb. Dr. Robertus war zu einer Arzteversammlung nach Berlin gereist, Felicitas brachte ihr Leben im Kinderasyl zu. Bruno hatte den Vater begleitet, er wollte in der Reichshauptstadt an einem Spital als Assistent eintreten.

Es war ein trüber Tag. Ein herbstlicher Nordwind und die erste empfindliche Kälte wedten ein Grauen vor dem kommenden Winter. Auhlos, mit heißen Wünschen im Herzen schaute Olly auf die fallenden Blätter, die der Sturm jagte.

Sie hatte sich in ihrer Einsamkeit bemüht, ihre Gedanken ganz in die Arbeit zu versetzen, aber oft überkam sie doch eine gefährliche Stimmung, in der sie ihren eigenen Roman weiterträumte, tolle Pläne entwarf und sich mit glühenden Farben eine Liebesszene ausmalte, — nicht die Helden ihres Romans, sondern in der sie mit heissem Herzschlag der Sehnsucht selbst fügte und die Arme um einen Männernacken schlang und zärtliche Worte in ein Ohr raunte.

Als an diesem Nachmittag Dr. Dornberg seine Karte hereinschickte, wußte sie, daß nun ihr Schicksal sich entschied! Nun mußte sie einmal in seinem Herzen lesen! — Und wenn kein Funke mehr ihr entgegenschlag, dann

sollte auch diese zu spät erwachte Leidenschaft ein Ende finden, dann wollte sie fertig werden mit sich und endlich Schlaf machen mit der Vergangenheit.

Einen Blick warf sie in den Spiegel. Ein von Erregung durchglühtes Gesicht schaute ihr entgegen mit heißen Augen. Das schwarze Samtkleid, das den schlanken Hals freiließ, stand ihr gut.

Wenn nicht eine andere ihn in festen Banden hielt, so wollte, so mußte sie sich ihn zurückgewinnen! Sie wollte!

So heftig auch ihr Herz pochte, es gelang ihr doch, ihren gewohnten, kühlen Ton anzuschlagen, ihn mit dem trockigen Lächeln zu begrüßen, das so gut ihre stürmische Freude über sein Kommen verbarg.

"Grüß Gott, Herr Doktor! Sind Sie wieder nur im Flug hier? Mit der Uhr in der Hand, damit Sie den nächsten Zug nicht versäumen? Wieder in der gewöhnlichen Jagd?"

"Nein, gnädiges Fräulein! Denken Sie, ich bin im Begriff, eine Vergnügungsreise anzutreten! Möglicherweise habe ich doch bemerkt, daß ich nervös wurde, daß ich mir zu viel zugemutet, und da habe ich mir als Arzt eine Fahrt an die Riviera verordnet!"

"Wie angenehm! Aber es ist nett von Ihnen, daß Sie hier nicht durchgerast sind. Nun leisten Sie mir doch Gesellschaft beim Tee? Ich habe mich eben sehr nach einem Menschen gesehnt! Man verlernt allmählich das Reden, wenn man wochenlang allein seine Mahlzeiten einnimmt!"

"So wildfahig leben Sie?" fragte er lachend.

"Ja, nicht wahr? Sehr verändert gegen früher! Aber ich wollte doch auch arbeiten!"

Er sah sie wieder so forschend an, als wollte er bis in die tiefsten Winkel ihrer Seele dringen mit seinem scharfen Blick.

"So vieles habe ich vorgeschen, gnädiges Fräulein, aber daß Sie einmal dem Ehrgeiz verfallen würden, das stand nicht in meiner Berechnung! Das ist der fremde Einstieg, das Unberechenbare, mit dem uns die Natur und das Schicksal immer wieder überraschen, wenn wir noch so klug zu sein glauben! Also auch in den Klauen der modernen Gier nach Erfolg? Sie!"

"Warum ich nicht? Warum sollten wir Mädchen nicht auch ringen um ein Ziel, das uns emporhebt über den Durchschnitt, warum sollten wir nicht — in den bescheidenen Stunden, in denen der große Erfolg, so weit, so unerreichbar scheint, — uns wenigstens an dem freuen, was doch Sie alle ansporn und treibt: an der Befriedigung des Geldverdienens? Das müssen Sie doch verstehen, der atemlos, leidenschaftlich, mit allen Kräften und allen Nerven nach dem Reichtum hinarbeitet!"

"Wer hat mich das gelehrt, gnädiges Fräulein? Sie, nur Sie!" rief er lebhaft. "Sie haben mir gezeigt, daß ein „armer Schlucker“ nicht nach der Krone des Lebens zu greifen hat! Sie haben es mir so lachend beigebracht, daß man nichts begehrn darf, wenn man

nichts besitzt, daß man nichts ist, wenn man nichts hat. Ich habe die Lehre genügt! Wer weiß, ob ich sonst so rasch emporgedrungen wäre; ob ich sonst das Glück so heftig an mich herangezwungen hätte!

Sie fühlte trotz des düsteren Tones, in dem er sprach, eine Befreiung, daß er endlich zum erstenmal, wieder an die alte Zeit rührte!

„Da sind Sie mir ja eigentlich zu Dank verpflichtet, Herr Doktor!“ sagte sie mit plötzlichem Übermut.

Eine eigentümliche Auffassung, mein Fräulein. Damals hatte ich nicht die Empfindung. Damals schien es mir, als hätten Sie alles Gute und Wärme und Sonnige in mir vernichtet!

Das Stubenmädchen kam mit dem Tee, und während sie die Tassen einschenkte und die Brötchen anbot, nahm das Gespräch eine andere, weniger persönliche Wendung.

Es fand sich, daß sie die gleichen Bücher gelesen hatten, die gleichen Autoren liebten. Er brachte es fertig, auch in der Literatur auf dem laufenden zu bleiben, weil er bei seinen Reisen immer einen Band in der Tasche hatte. Sie staunte, wie viel er auf allen Gebieten wußte, welch regen Anteil er an der Politik, an der Frauenbewegung, an allen Zeitfragen nahm. So reich, so weit und so interessant schien das Leben, das er mit seinem starken Temperament erfahre, so verständnisvoll trafen ihre Gedanken zusammen.

„Wie entzückend es ist, einmal so mit Ihnen zu plaudern!“ rief er, und zog ihre Hand an die Lippen. „Wie lieb können Sie sein, wenn Sie nicht die Stacheln herausbekommen!“

„Das tut man doch nur in der ersten grünen Jugend“, meinte sie. „Später hat uns das Leben mehr abgeschliffen.“

Aber während sie sprach, war eine wilde Angst in ihr, die ihr den Hals einschnürte. Er würde gehen in kurzer Frist! Sie wieder allein lassen! Allein mit ihrer heißen Sehnsucht, die ihm folgte, mit allen Qualen der Eifersucht, die nun wilder als je über sie hereinbrechen müßten, nachdem sie ein paar Stunden lang den Zauber seiner Nähe erfahren!

Mit einem verzweifelten Entschluß beugte sie sich vor zu ihm, blickte ihn fest an und sagte zitternd, bis in die Finger spitzen:

„Wollen Sie mir eine aufrichtige Antwort geben auf eine indirekte Frage, Doktor?“

Er hörte aus dem Ton ihre leidenschaftliche Erregung.

„Ja. Wenn es sich nicht um fremdes Geheimnis handelt!“ erwiderte er gespannt.

„So sagen Sie mir, ob Sie allein oder in Gesellschaft an die Riviera fahren?“

Er lachte. „Aber allein, gewiß! Natürlich allein!“

„Das ist gar nicht so natürlich. Sie könnten doch auch eine schöne Begleitung haben!“

Einen Moment schwieg sie in dem Bewußtsein, daß nun in diesen nächsten Worten ihr Schicksal lag:

„Doktor Dornberg! Ich sehne mich fort aus diesem Grau! Ich sehne mich nach dem Süden. Ich will reisen! — Ich will mit Ihnen reisen! Nehmen Sie mich mit!“

„Olly!“ rief er auffringend, und sie wußte nicht, war es ein heißes Aufjubeln oder banges Erschrecken, was in dem Schrei lag.

„Das Klingt wie Bestürzung! Wenn Sie nicht wollen —“

„Olly! Welchem Mann in der Welt würde nicht der Kopf wirbeln, wenn Sie ihm das sagen! Welcher Mann würde nicht selig über solche Begleitung und ich — und ich —“

Es war wieder der leidenschaftliche Rausch, das heiße, wilde Begehr von einst in seinem Blick. Wie kurz beschlich es sie vor seinem Ausdruck, vor den schwülen, fordernden Augen.

„Sie sind sehr kühn, Olly!“ sagte er leise mit geprägter Stimme, mit einem schweren Aufatmen.

Schlus folgt.



Ein Volk wird nicht alt, nicht klug, ein Volk bleibt nur kindisch.
Goethes.

Deutsch-italienische Kulturgegensätze.

Isolde Kurz, die feinsinnige Dichterin, die einen Teil ihrer Lebensarbeit der Vermittlung zwischen deutscher und italienischer Kultur gewidmet hatte, veröffentlichte im nächsten Heft der Zeitschrift „Das neue Deutschland“, das ganz ausschließlich Italien behandelt, einen Aufsatz über die Gegenstände der deutschen und der italienischen Kultur. Es wirkt ergriffend, wie sie, die verstehende Freundin des italienischen Wesens, die jähre Umwandlung, die die italienische Kultur zurzeit erfährt, in scharfer Herausarbeitung des Einzelnen und des Ganzen nachweist. Sie unterscheidet im Leben des neuen Italien drei Epochen, die man auf die Namen seiner drei Hauptstädte taufen könnte: Turin, Florenz, Rom. Als der junge Staat seinen Schwerpunkt von dem herberen Norden mit seiner scheinlosen Tüchtigkeit und Tätigkeit von Turin nach Florenz verlegte, da entstieg der Geist, der ihn geschaffen hatte und der vielleicht imstande gewesen wäre, auf dem Weg der Selbstsucht das Land zur organischen Entwicklung zu führen. „Es kam die Zeit der liebenswürdigen, lächelnden Steppe, der Entspannung jeder schweren Arbeit gegenüber. Die schöne Italia stredete sich zu langer Siesta unter den Beugen ihres Kuhms aus. Sie hatte das Ziel, auf das so lange Zeit alle fiebhaftesten Wünsche gerichtet waren, freilich nicht aus eigener Kraft, erreicht und es schien, als ob ihr nichts weiter zu tun bliebe. Leichter Genuss des Daseins ohne äußerer Widerstand, Unmöglichkeit allen höheren Idealen gegenüber, das war der Stempel der Zeit. Den Ausländer, der die Aufregungen der Wahlen und der beständigen Ministerwechsel nicht teilte, umging das italienische Leben wie eine große zeitlose, von keinen geistigen Fragen durchschüttete Stille, ein immerstrahlendes elementares Sein, ähnlich dem großen Sommerschweigen, wenn es über Feldern und glühendem Meerestrade, über Monumenten und Ruinen träumt. Das Leben bewegte sich in dem festen Rahmen schöner ererbter Formen. Ein patriarchalischer Ton beherrschte den Verkehr der Stände untereinander. Die reingesprochene, ebenso natürliche wie voneinander Sprache, die allen gleichmäßig gehörte, und die gute öbhore Erziehung überbrückten die schroffen Unterschiede des Vesthes. Gerne nahm man bei einem so liebenswürdigen Volk seine Durchtriebenheit in Handel und Wandel mit in den Kauf, es lag noch der Duft alitalienischer, ich möchte sagen, goldonischer Grazie darüber. Das Künstlerblut des Italiener, sein heiterer Weltverständ mit dem klaren Urteil über Menschen, das harmonische Gleichgewicht, die Unbefangenheit der Natur gegenüber, die lächelnde Einsicht in alles Menschliche, der die italienische Schauspielkunst so viel von ihrem frischesten Reiz verankt, ein sympathetisches Einführen in das Naturgeschehen, das waren die Eigenschaften, die uns den Italienern wertvoll machten. Vielleicht haben keine anderen Völker, die Griechen ausgenommen, so tiefe Eindrücke getan, wie der Italiener in die sinnliche Welt, der Deutsche in die geistige. Die beiden Völker hätten sich gegenseitig viel zu geben gehabt. Aber ihre Charakteranlagen widerstreben der Vereinigung.“

Als nun zu Anfang des Jahrhunderts in Italien ein neuer Geist aufflammte, eine unerwartete Regsamkeit sich entfaltete, das Land gleichsam aus dem Winterschlaf erwachte, wären die Deutschen mehr wie jeder andere bereit gewesen, die neue Bewegung zu begrüßen; um so schmerzhafter war für sie die Erkenntnis, daß ihre Späte sich mehr und mehr gegen Deutschland kehrte. Nicht nur der Haß gegen Österreich ist im Land der Vendetta nie völlig erloschen, die Feindseligkeit gegen den Tedesco reicht weiter hinter diese Zeit zurück und hat seit den Tagen der Welfen und Ghibellinen immer dunkel im Unterbewußtsein geruht. Von dem neuen Deutschland hatte man überhaupt keine deutliche Vorstellung. Es erschien der Allgemeinheit nur wie eine unscharf gesetzte, dunkel überhängende Masse, die etwas Unheimliches hat. Die reisenden Deutschen waren unbedingt aus Gründen, die nicht allein den Italienern zur Last fallen. Gegen die Verdienste Deutschlands als Kulturmacht schützte man sich, indem man sie nicht anerkannte,

ebenso hielt man es mit Freundschaftsbetätigungen, die das deutsche Volk dem italienischen im Überschwang erwies; sie wurden im öffentlichen Einverständnis totgeschwiegen, während jeder Beweis des Wohlwollens von anderen Völkern mit dankbarer Begeisterung aufgenommen ward. In der Wissenschaft und Technik konnte man zwar das Werk der Deutschen nicht entbehren, aber man erkannte ihm nur die untergeordneten, die Nützlichkeitswerte zu. Selber fühlte man sich als das ausgewählte Volk des Genies, das durch eingeborene Intuitionskraft die Ziele, wonach andere Kettner müssen, mühelos erfliegen sollte. Dass man auf jedem Fachgebiet vor überragender deutscher Leistung stand, blieb doch nur Einzelersfahrung, und zumeist eine unangenehme. Der Deutsche gwingt durch sein Vorgehen zur Sachlichkeit, die man nicht liebt, und diese Abneigung überträgt sich auf ihn selber." Alle Schritte zu kultureller Annäherung von deutscher Seite sind stets vergeblich geblieben. Auch der Geist der deutschen Dichtung ist für die Italiener ein Buch mit sieben Siegeln, am unsafersten bleibt ihnen das deutsche Lied, das der unmittelbarste Ausdruck der deutschen Seele ist und mit dessen mehr ahnend, oft gewollt lückenhafter Art der in satter Farbenpracht schwelgende Italiener nichts anzufangen weiß. Gegenüber der lauten Betonung der klassischen Überlieferung bei den Italienern und ihrem Gerede von dem deutschen Vatikanum erinnert Isolde Kurz daran, wie schwach es gerade auf italienischem Boden um die Pflege des Alten bestellt ist; auf diesem Gebiet sind sie um Jahrhunderte hinter den Deutschen zurückgeblieben. Als nun die schöne alte Kultur im neuen Italien mehr und mehr in Stütze ging, bot sich ein trauriges Bild. Es fehlte die tiefe Sammlung und Vorbereitung, der stille, gläubige und blühende Ernst, der den großen Dingen vorangeht. Phantasie und Stuhmgier ließen schneller als die wirkliche Entwicklung, man nahm die Erfolge, ehe sie reisen konnten, im Wort voraus. Die herrliche Sprache, ein gefährlicher Bestand, gestattete, durch ihre bildhafte Anschaulichkeit berückende Phantasiereiche aus dem Nichts zu schaffen, die dann an der Stelle der nüchternen Tatsache stehen. Das tripolitanische Abenteuer gab der italienischen Geistesverfassung den Rest. Das Kolonialunternehmen wurde die größte Kriegstat der neueren Geschichte. Man trat das Erbe des ewigen Roma an. Alles muhte den Stempel des Mählosen, des Ungehauerten tragen. Weder für Sedan noch für Tannenberg hat das deutsche Volk einen Siegesjubel angestimmt, wie die Italiener für die Eroberung irgend eines haufalligen türkischen Forts im Tripolitanischen. Und jetzt wurde der als Dichter schon tote d'Annunzio, der große Wortemacher und Bilderfinder, der Wortführer Italiens. "Als die "Emden" unterging, da hatte selbst der Feind England in einer natürlichen Aufwallung des Starken für das, was groß und stark ist, Worte des Bedauerns, in Italien wurde hämische Schadenfreude laut; gewiss das untrüglichste Zeugnis, dass das Italien d'Annunzios kein Land des Heldenstums ist. Wer die Heldengröde des Feindes nicht empfindet, der hat selber kein Heldenblut in den Adern. Im Worte lebt sich das italienische Heldenstum aus. Für die Kriegsschreier von der Gasse war am Tage der Kriegserklärung der Krieg auch beendet. Was jetzt folgt, ist nur ein lästiges militärisches Nachspiel, und gar die Kriegsanleihe eine Drangsalierung durch das alte Kändel, das governo, der man sich nicht zu unterwerfen braucht."



Aus der Kriegszelt.

Der Krieg und das englische Zeitungswesen. Die schwere Schädigung, die der englischen Presse durch den Krieg erwachsen ist, wird in einem Artikel eines englischen Zeitungsunternehmers dargestellt, den die "Daily Mail" veröffentlicht: „Das Publikum ist bei uns der irrgen Ansicht, dass unsere Zeitungen durch den Krieg reich werden. Dies ist aber sofort widerlegt und in das Gegenteil verwandelt, wenn man bedenkt, dass die Zeitungen nicht vom geringen Verkaufspreis, sondern von den Anzeigen leben. Unsere Zeitungswelt ist unbedingt in einem Prozess des Rückgangs begriffen. In der Provinz sind zahlreiche Zeitungen bereits ganz eingegangen oder wenigstens auf eine wöchentliche Ausgabe beschränkt worden. Die größte englische Zeitung, die "Times", die vor einem Jahre 20 bis 30 Seiten stark war, ist heute be-

reits auf die Hälfte ihres Umfangs beschränkt worden. Und dabei ist die "Times" nicht einmal in denselben Maße von den Anzeigen abhängig wie die anderen Zeitungen, da sie eine große Zahl offizieller Anzeigen, die mit Regierung, Redaktion und Finanz in Verbindung sind, sowie noch verschiedene andere Hilfsquellen hat, die den übrigen Zeitungen nicht zur Verfügung stehen. Wenn aber die "Times" trotz dieser Vorteile ihren Umfang so sehr vermindern muss, wie soll es dann in Zukunft den anderen Blättern ergehen? Diese Frage lässt als schwere Sorge in den Direktionsbüros sowohl der Londoner wie auch der Provinzzeitungen. Dazu kommt, dass nicht nur die Einnahmen der Zeitungen gesunken, sondern die Ausgaben — besonders bei den unternehmenden Blättern — stark in die Höhe gegangen sind. Die Erhaltung kostspieliger Berichterstattung und der ausgedehnte Telegraphendienst sind eine schwere Bürde in einer Zeit, da das Publikum sich kaum entschließen kann, Anzeigen aufzugeben. Die Geschäftsfleute, die für die Regierung und die Armeeverwaltung arbeiten, können auf öffentliche Anzeigen verzichten; und die anderen warten von Monat zu Monat ängstlich auf die Weiterentwicklung des Krieges. Auch darf man die Abhängigkeit der Zeitung vom Material nicht unterschätzen. Das Papier, auf dem die englischen Zeitungen gedruckt werden, stammt zum großen Teil aus Schweden. Eine Trübung zwischen England und Schweden würde ein Erdöschlag der englischen Presse zur Folge haben. Auch sind die Bevölkerungsverhältnisse und die verringerte Zahl der Arbeitskräfte als groÙe Gefahr zu betrachten... Die meisten englischen Zeitungen und Zeitschriften arbeiten bereits mit Verlust, und es ist sicher, dass die nächsten Wochen in der englischen Zeitungswelt außerordentliche Überraschungen bringen werden. Zahlreiche Zeitungen, die man bisher für unerschütterlich hielt, werden vom Schauspiel der Offenlichkeit verschwinden müssen.“

Wie russische Hölzer in den besetzten Gebieten geborgen werden. Bei Kriegsausbuch befanden sich auf den russischen Strömen eine große Anzahl von Holztransporten, die den Weichselmarkt bei Thorn nicht mehr erreichen konnten, und die nun zum Teil notdürftig durch Hanf- und Drabfeile an den Ufern gesichert wurden. Wie die "Holzwelt" mitteilte, waren es gegen 200 000 Stück Rundbäfeln. Als das Weichselgebiet in unsern Besitz überging, begann man die Holzkästen deutscher und russischer Häuser allmählich weichselabwärts in den Hafen von Thorn zu schaffen. Die Bergung der Hölzer aber war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Auf der Strecke von Plock bis Thorn waren die herrenlos auf der Weichsel umhertriebenden Holztransporte, die bei Kriegsbeginn von den russischen Flößern verlassen wurden, durch Hochwasser, Stürme und Eisstreifen auseinandergerissen worden. Hierdies hatten russische Bauern die an den Ufern angeschwemmten Hölzer weit ins Land auf ihre Festungen verschleppt. Unter militärischem Schutz gelang es, die Bauern davon zu bringen, dass entwendete Hölze selbst wieder zur Weichsel anzufahren. Die Bergungsarbeiten und der Abtransport der Hölzer kann nur langsam erfolgen und wird wohl noch geruhte Zeit in Anspruch nehmen. Besonders erschwert wird jetzt der Transport, der auf Räben vor sich gehen muss, durch den niedrigen Wasserstand der Weichsel. Nach beendet Bergung werden die Hölzer den deutschen Holzinteressenten zugewiesen werden, die ihr Eigentum daran nachweisen können.

Kaukasus-Geschichten vom türkischen Kriegsschauplatz. Das erfolgreiche Vordringen der Türken im südlichen Kaukasus, das soeben aus Konstantinopel gemeldet wird, lenkt das Interesse auf diesen bisher weniger beachteten Kriegsschauplatz, um den Geschichte und Sage ein romantisches Gewand gewoben haben, wie es nur wenige Landschaften der Erde ihneigen nennen können. Am Ararat, in dessen Bonnkreise die jüngsten türkischen Siege erfolgten, strandete nach der Überlieferung die Arche Noah; weiter nördlich, nach dem Kaspijsee zu, liegt im Lande der Tschenchengen die wilde Bergfeste Weben, der letzte Zufluchtsort des furchtbaren Schamyl in seinem jahrelangen Freiheitskampfe gegen die Russen, und überall zerstreut wohnen die viel besiegten Lücherfessen, die nach einer gut beglaubigten Überlieferung von den berühmten Storfschitzen in Mecka abstammen und einst aus Arabien nach dem Kaukasus gewandert sind, wie dem auch ihr Name von arabischen Scherischere-lesch, d. h. „spurlos verschollene Kriegsmänner“, abgeleitet wird. In der Landschaft des jetzigen Kriegsschauplatzes nun wohnen überwiegend die Adharaidsch-Tataren, die auch auf persisches und türkisches Gebiet übergreifen und im Kaukasus etwa eine Million Seelen stark sind. Sie sind hier vielfach von armenischen und kurdischen inselartigen Gruppen durchsetzt und reichen bis nahe an

Lissis heran. Anthropologisch interessant sind sie, weil sich bei ihnen die sonst meist nur bei amerikanischen Völkern geübte Sitte der künstlichen Schädelformation findet: den kleinen Kindern wird die Stirn zurüdgeprüft und der Kopf so eingeschnürt, daß er im Profil aussieht, als sei er auf dem hinteren Teil des Scheitels mit einer nach hinten emporstehenden Kappe bedeckt. Auffallend ist es, daß sich der Bau einiger Sprachen dieser Kaukasusvölker nur mit dem der Indianersprachen vergleichen läßt, was früher zu manchen phantastischen gelehrt Konstruktionen Anlaß gegeben hat. Nicht plausibel ist die Wortbildung dieser Gebirgssprachen; so wird der Stein „Kamelsperling“, die Schildkröte „Lederfrosch“, der Adler „Himmelsbogel“, die Rüde „Feuerstube“ genannt usw. Der Adherbeidschan-Tatar der Karakalpakschaft, wie ihn einer der wenigen Kenner dieser kaum durchforchten Gegenden, R. von Erdert, schildert, ist Kriegerisch, treu und als Soldat zuverlässig, aber zugleich Fanatiker; er verachtet und haßt jeden Andersgläubigen, besonders den Nichtmohammedaner. Eben deshalb aber sympathisiert er überall mit den türkischen Truppen, denen er ein unübertraglicher Wegweiser ist. Für seinen Charakter mag eine kleine Episode bezeichnend sein, die mit v. Erderts Worten „wie so vieles im Orient und Kaukasus gleichsam aus einer andern edler menschlichen und unverfälschten Welt“ anspricht. Ein Adherbeidschannmann war in einer buschreichen Schlucht überfallen und ausgeplündert worden. Er flüchtete bei dem sogenannten Friedensrichter in Kuba, ward aber abgewiesen, da er keinen Zeugen beibringen konnte — eine Entscheidung, die dem Mohammedaner allerdings nicht verständlich war, da dieser Allah als Zeugen für genügend hält. Der Tatar bestand auf seiner Klage „in der Richter, wie Shylock, auf seinem Schein, in diesem Falle dem russischen Gesetz, das einen Zeugen der Gewalttat verlangt. Schließlich entdeckte der Adherbeidschannmann, daß er doch einen Beugen schaffen könne. Er ritt an jene vier Kilometer entfernte Stelle der Waldschlucht und fällte einen jungen Baum neben dem Platze, an dem der Raub stattgefunden hatte. Diesen Baum schleppte er vor die Wohnung des Richters und meldete diesem die geforderte Beschaffung eines Zeugen. Bei aller Kürblichkeit des Einfalles wurde die Wahrheitssiebe des Naturmenschen allgemein bewundert: hatte er doch einen schwierigen, viele Meilen weitenritt gemacht, um gerade den Baum herbeizuschleppen, der genau neben der Urgründerstätte stand, statt irgendwo einen beliebigen anderen zu fällen, was zu kontrollieren keinem eingefallen wäre — aber der Richter verstand die Sache schief und bestrafte den Mann wegen Verhöhnung des Gerichtes. . . . Die kleine Geschichte ist charakteristisch für den Mann des Kaukasus wie für die russische Justiz, die sich gar keine Mühe gibt, den Anscheinungen des Volkes gerecht zu werden. So ist es kein Wunder, daß das Regiment des „weißen Baron“ auch hier erlebt, was es gesäßt hat und den Zusammenbruch einer Gewaltsherrschaft erlebt, die alles Nationale im Kaukasus stets zu unterdrücken bemüht war.

Die „Brüderschaft“ von Sing-Sing. Über einen eigenartigen Reformversuch im amerikanischen Gefängniswesen, der in der ältesten Anstalt des Staates New York, dem bekannten Sing-Sing, unternommen worden ist, berichtet Staatsanwalt Dr. Rosenfeld im neuesten Heft der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“. Die Vorgeschichte dieses Versuchs beginnt mit der Aufdeckung von Mißständen, die sich daraus ergeben hatten, daß die Oberleitung der Gefängnisarbeit, die Annahme von Aufträgen, der Ankauf von Rohmaterialien usw., nicht bei der Regierung, sondern in den Händen eines Kaufmanns lag. Der neben dieser amtlichen Tätigkeit sein privates kaufmännisches Geschäft betrieb und mit Hilfe einer „Lieferungsgesellschaft“ einen schönen Verdienst erlängte, bis die Sache ans Tageslicht kam. Man setzte nun eine Kommission ein, und an ihre Spitze wurde Thomas M. Osborne berufen, ein wohlhabender Kaufmann, der zwar schon Bürgermeister von Albany gewesen war und sein soziales Interesse vielfach praktisch betätigte, vom Gefängniswesen aber keine Abnung hatte. Als praktischer Amerikaner suchte er sich die fehlende Kenntnis schnell zu verschaffen, indem er sich im Oktober 1913 sechs Tage lang unter dem Namen Thomas Brown im Gefängnis zu Auburn einsperren ließ und sich auch absichtlich so schlecht führte, daß er in die Strafzelle kam. Seine Erlebnisse veröffentlichte er dann in einem Buch unter seinem Straßennamen, das im vorigen Jahre in New

York und London erschien. Seine Erfahrungen hatten Osborne Reformgedanken nahegelegt, die er in Sing-Sing durchführen wollte. Am 1. Dezember 1914 wurde er zum Direktor dieser Strafanstalt ernannt. Seine Hauptneuerung war, daß er die Anstaltsinsassen, meist vielfach Vorbestrafte, veranlaßte, sich zu einer „Brüderschaft von der Goldenen Regel“ zusammenzutun, die sich aus ihrer Mitte ihre nächsten Vorgesetzten wählte und diesen die Sorge für Ruhe und Ordnung übertrug. Die Hölle der Sonn- und Feiertage versuchte Osborne zu verscheuchen, indem er den Gefangenen an diesen Tagen gestattete, unter Leitung ihrer gewählten Aufseher und in Gegenwart nur des alleinnotwendigsten Aufseherpersonals auf den Höfen der Anstalt sich mit Spielen zu unterhalten. Begeht ein Gefangener in Sing-Sing einen Verstoß gegen die Haussordnung, so entscheidet ein Gerichtshof, der von den Gefangenen aus ihrer eigenen Mitte gewählt wird, über seine Peinung. Es sind vier „Richter“, die sich an jedem Nachmittag in der Anstaltskirche in Gegenwart einer bestimmten Anzahl von Gefangenen, die das Publikum bilden, zusammenfinden, wobei die Verwaltung der Anstalt nur durch einen Beamten vertreten ist, der die Verhandlungen überwacht und das Ergebnis dem Direktor mitteilt; in geeigneten Fällen nimmt dieser dann selbst die Entscheidung in die Hand. In den ersten Monaten ihres Bestehens hat diese Maßregel keinen Anlaß zu Unzulänglichkeiten gegeben. Es handelt sich aber doch um ein recht gewagtes Experiment, das sich nach der Meinung Dr. Rosenfelds auf die Dauer vermutlich ebenso wenig bewähren wird wie das „Gefängnis ohne Mauern“, das von den Amerikanern zuerst so laut gepriesen wurde und auch gute Erfolge hatte, während man neuerdings von zahlreichen Entwicklungen hört.

Die Atemluft in den Unterseebooten. Es ist erklärlich, daß in den engen Unterseebooten, wenn sie längere Zeit unter Wasser gefahren sind, die den Mannschaften zur Verfügung stehende Atemluft verbraucht und dafür die Atmosphäre mit der ausgetateten Kohlensäure gefüllt ist. Da eine Zuführung frischer Luft von außen und eine Ablösung der Kohlensäure nach außen aber unter Wasser völlig unmöglich ist, würden unsre tapferen Matrosen in Erstickungsgefahr geraten, wenn es nicht gelingen würde, die Sauerstoffzufuhr und die Kohlensäureabgabe zu regeln. Das Ideal wäre erreicht, wenn es ein Mittel gäbe, das beiden Zwecken zugleich diente. Ein solches glaubte man schon lange, bevor es Unterseeboote gab, in einem chemischen Stoff, dem Natriumperoxyd, gefunden zu haben. Dieses gibt, mit Kohlensäure zusammengebracht, Sauerstoff ab, indem es die Kohlensäure verzehrt. Auf diese Weise könnte also ein mit Kohlensäure beschickter Atemraum in einen sauerstoffreichen automatisch umgewandelt werden. Aber der Entdecker dieser Eigenschaft des Natriumperoxyds, Professor Dr. Georg Käthner, konnte, wie er in der „Ulmchap“ ausführt, alsbald feststellen, daß sich in der Praxis diesem Vorgang Schwierigkeiten entgegenstellen, da die ausgebildete Kohlensäure nicht ausreicht, das Natriumperoxyd zur Erzeugung von Sauerstoff zu verarbeiten. Um daher den Unterseebooten den für die Atmung nötigen Sauerstoff zuzuführen, bedient man sich des in Bomben gefüllten komprimierten Sauerstoffes, von dem man noch Bedürfnis entnimmt. Um die Atemluft aber hygienisch zu gestalten, ist noch die Kohlensäure zu beseitigen. Diese muß durch ein chemisches Mittel absorbiert werden. Dazu dient das Alkation. Es wird im Unterseeboot in verteiltem Zustand in Patronen untergebracht, über die die verbrauchte Atemluft durch Ventilatoren getrieben wird. Dabei absorbiert das Alkation die Kohlensäure und wandelt sich in Kohlensäures Natron oder Soda um. Auf diese Weise wird die Atmosphäre innerhalb der Unterseeboote konstant rein gehalten.

Ein verhängnisvoller Druckfehler. Doch in diesen Seiten politischer Wirren sogar der Druckfehlerfeind für und wider Stellung nimmt, beweist die folgende Berichtigung im „Journal“: „Ein unangenehmer Druckfehler hat sich in den letzten Artikel unseres Berichterstatters vom italienischen Kriegsschauplatz eingeschlichen. Darin hieß es: Auf seiner Reise längs der Front konnte Salandra vom Wagen des Königs aus die gebräunten Infanteristen im Kampfe sehen, die am Krägen die weißroten, weiß-grünen und blau-schwarzen Abzeichen der Briganten von Neapel, Salerno, Apulien und Palermo trugen. Es sollte natürlich nicht Briganten, sondern Brigaden heißen.“ O weh!